

# **Aufbruch oder Flucht?**

Von der Entscheidung zu gehen

## **Anthologie**

der 10 Siegertexte des Schreibwettbewerbs  
der Leseaktion "Würzburg liest ein Buch 2020/21"

Herausgeber: Würzburg liest e.V.



© bei den Autoren  
Alle Rechte vorbehalten

## Inhalt

Vorwort		3
Die Beine und ein Gesicht	Andreas B. Arnold	4
In der Bredouille	Brigitte Bark	6
Nur über meine Leiche	Helena Beuchert	8
Die Freiheit meines Großvaters	Benedikt Josef Dürner	11
Saudade	Katinka Valerie	14
Lillis Heimkehr	Gabriele Kunkel	17
Begegnungen	Sabine Ludwig	21
„Gepriesen sei der Span, der verbraucht wurde“ oder Wer war Hannah Senesh?	Sulamith Sparre	23
Die Boje	Paula Völker	28
Aufbruch nach Phobia	Christina Warmann	30

## Vorwort

*Aufbruch oder Flucht? Von der Entscheidung zu gehen.*

So lautete das Thema des Schreibwettbewerbs im Rahmen der Städteleseaktion "Würzburg liest" 2020/21.

Inspiriert dazu hat der Roman "Frau ohne Reue" von Max Mohr. Die Titelfigur Lina Gade wagt mehrmals den Aufbruch in ein neues Leben und der Autor Max Mohr flieht 1934 vor den Nazis nach Shanghai. Wenn Menschen sich entscheiden zu gehen, dann kann das aus ganz unterschiedlichen Gründen geschehen. Manche müssen vor jemandem oder etwas fliehen, andere sehnen sich nach einem besseren Ort oder nach einer Person, mit der sie lieber zusammen sein wollen.

Autorinnen und Autoren waren aufgerufen, bis 31. Januar 2020 ihren Beitrag einzureichen. Die anonymisierten Einsendungen wurden von einer Jury beurteilt:

Daniela Donhauser-Neber, Dipl. Gesangspädagogin, Dipl. Konzertsängerin  
Pauline Füg, Autorin  
Marion Gut, Kultur-Tafel-Würzburg e.V.  
Dr. Thomas Neumann, Verlag Königshausen & Neumann  
Sonja Weichand, Autorin

Zehn Texte wurden ausgewählt und sind in dieser Anthologie nachzulesen. Die Autorinnen und Autoren der drei besten Texte erhielten bei der Preisverleihung am 25. Juli 2021 eine Prämie und trugen ihre Texte vor:

1. Preis: Katinka Valerie: Saudade (S. 14)
2. Preis: Sulamith Sparre: "Gepriesen sei der Span, der verbraucht wurde" oder Wer war Hannah Senesh? (S. 23)
3. Preis: Benedikt Josef Dürner: Die Freiheit meines Großvaters (S. 11)

Organisiert haben den Schreibwettbewerb "Aufbruch oder Flucht":

Dr. Regina Frisch  
Sonja Weichand

Hinweis:

Die Texte wurden redaktionell formal überarbeitet. Inhaltliche Eingriffe wurden nicht vorgenommen.

## Die Beine und ein Gesicht

„Müde bin ich. Sehr müde. Die Beine. Gestanden habe ich seit sechs Uhr. So schwer die Beine, sagt sie, so schwer.“

Die afrikanisch aussehende, oder wie soll ich sagen: Mit Sicherheit in einem ihr fremden Land gestrandete Frau – aber: Wer weiß schon, was einer ist, was er will, oder als was er sich fühlt – hat mit diesen Worten gerade in der Straßenbahn mir gegenüber Platz genommen. Es ist abends und die Lichter der Geschäfte fangen bereits an, beim Vorbeifahren zu blenden, da schiebt die Frau unvermutet ihren Rock hoch und zeigt mir demonstrativ ihre dicken, geschwollenen Beine.

Ich sehe weg. Sie haben heute gearbeitet?, frage ich, ohne nach unten zu blicken.

„Schwere Arbeit mache ich“, sagt sie. „Schwer, aber ich muss.“

„Was arbeiten sie denn?“

„Ich putze.“

Eine Pause entsteht, weil mir nichts dazu einfällt. Sie schiebt ihren Rock wieder herunter. Ich fühle mich etwas weniger unwohl.

„Eigentlich freue ich mich auf Zuhause und Ruhe und dass meine Arbeit für heute zu Ende ist.“

„Das ist doch gut. Sie haben es sich bestimmt verdient.“ Ich versuche, ihre Augen zu finden.

Eine Pause entsteht, in der die Frau vor sich hin- und durch alles hindurchstarrt. Ich suche den Anschluss an das Gespräch.

„Verdienen sie wenigstens gut?“ Ich merke, dass die Frage unangebracht war, aber sie ist raus.

„Wenig“, antwortet sie. „Aber wenn ich putze, bin ich fertig.“

Ich verstehe das nicht, will aber nicht noch einmal nachfragen.

„Wenn ich nach Hause komme, bin ich nicht fertig. Auf Arbeit bin ich fertig.“

„Sie müssen sich um ihre Kinder und den Haushalt kümmern?“

„Schweres Leben. Viel Arbeit. Aber Familie ist Zuhause.“

„Vielleicht können sie die Arbeit zuhause auch einmal liegen lassen?“, wende ich ein.

„Zuhause ist nie fertig“, wiederholt sie und nickt altersweise mit dem Kopf, dass ich nicht wage, daran zu zweifeln.

„Aber wenn ich arbeite“, fährt sie fort, „sehen mich die Leute nicht.“

Das ist interessant, denke ich. „Sie werden nicht gesehen?“

„Ja“, antwortet sie. „Immer wollen sie alles schön haben, immer schön. Und ich putze und mache schön, aber ich? Sie sehen mich nicht. Ich bin nicht da.“

Und ich muss zugeben, dass, wenn sie sich in der Straßenbahn nicht bemerkbar gemacht hätte, ich sie ebenfalls übersehen hätte.

„Wie alt bin ich?“

Mit dieser Frage überrascht sie mich. Wieso will sie von mir wissen, wie alt sie ist? Jetzt gilt es, keinen Fehler zu machen.

„Ende 30?“

„Oh nein“, antwortet sie schnell mit einem verschmitzten Lächeln. „Ich bin alt. Das sehen sie nicht, aber ich bin 52.“

Ich stocke kurz. 52? Alt? Ich sage besser nichts.

Sie deutet auf ihr rundes, volles Gesicht mit den kleinen, traurig blickenden Augen. „Die Leute sehen nur, da,“ zeigt sie, „da, mein Gesicht. Diese Frau ist jung, denken sie. Sie sehen nur dieses Gesicht, aber ich bin alt. Sehr alt. Es ist schwer.“

„Dann können sie sich es sich gönnen, auch einmal ausruhen.“

„Zuhause ist Arbeit, immer Arbeit. Kein Ende, weil ich kann nicht stillsitzen. Ich muss alles machen, weil es geht nicht.“

„Sie müssen nicht. Sie könnten auch nein sagen.“

„Ich weiß, ich weiß, aber ich kann nicht nein sagen. Das ist ein Fehler.“

Ich wage nichts darauf zu entgegnen.

„Deshalb denken die Leute, ich bin“ – sie klopft mit den Zeigefinger wie ein Specht an ihren Kopf – „dumm. Aber ich nicht! Ich denke! Und trotzdem: Ich sage nicht nein. Ich muss machen, was sie mir sagen, weil ich kann nicht anders. Geht nicht.“

„Denken sie auch einmal an sich“, sage ich rasch und fühle mich besser, ihr wenigstens einen Tipp gegeben zu haben.

„Ich muss alle Arbeit machen. Das kann ich nicht.“

Sie hat mich überzeugt. Ich fühle mich geschlagen.

„Wenn ich kein Gesicht hätte, würden die Leute sagen: Die hat kein Gesicht. Und sie würden mich sehen. Aber ich habe ein Gesicht, deshalb sehen mich die Leute nicht. Ich habe ein Gesicht!“

„Nachher können sie die Füße hochlegen.“

Sie wird still und ist ganz bei sich. Nach einer Weile steht sie auf. Zum ersten Mal schaut sie mir direkt ins Gesicht.

„Danke, dass sie mit mir gesprochen haben. Danke, – Danke!“

Sie steigt aus.

*Ich schaue hinterher, aber die Masse verschluckt sie. Aufgewühlt lasse ich das Gespräch Revue passieren. Und ich muss offen gestehen, dass ich bereits jetzt vergessen habe, wie ihr Gesicht aussah. Sogar, wenn ich darüber nachgrüble, finde ich es nicht wieder. Nur die Beine, die dicken, geschwollenen Beine, die sind noch deutlich vor mir.*

## In der Bredouille

Pollinger hatte Wiebkes Ausreden und Ausflüchte nicht gelten lassen. Sie müsse unbedingt kommen. Zu Hause sei alles ausgeflogen, sturmfreie Bude also. Die halbe Abiklasse habe zugesagt. Er, Pollinger, garantiere ein Silvester „de luxe“.

Der liebe Polli! Seiner sanften Hartnäckigkeit konnten weder die Lehrer im Hörsaal noch seine Freunde widerstehen. Also hängte Wiebke sich schließlich doch einen „Fummel“ um, wie Pollinger ihr geraten, schminkte sich geschickt und redete ihrer klapperigen Ente zu, wenigstens am letzten Tag im alten Jahr sofort anzuspringen.

Fetzige Musik, Geschrei und Gelächter drangen durch alle Ritzen des Pollinger'schen Hauses und schlugen wie eine Woge über Wiebke zusammen, als sie die Tür zur großen Diele öffnete.

„Hallo! Huhu!“ versuchte Pollinger den fröhlichen Lärm zu übertönen. „Hier präsentiere ich euch das erste Semester Germanistik!“ Er bedachte Wiebke mit einer Ladung Konfetti und pappte ihr einen Kuss auf die Wange: „Einfach herrlich, dass du dabei bist! Schau dich mal um: wer in München lebt, ist gekommen.“

Wiebke wand sich unter den Lampions und Papierschlängen durch, klopfte Schultern, schüttelte Hände, verteilte Küsschen und winkte Hallos, und blieb plötzlich wie angewurzelt stehen. Entgeistert starrte sie auf einen einarmigen jungen Mann, der eben mit einem Teller voll Kartoffelsalat in der Hand aus der Küche trat.

„Arndt!“

„Wiebke!“

Wiebkes Kinn begann zu flattern, aber der aufmerksame Pollinger war schon an ihrer Seite: „Kommt, Kinder, bei dem Trubel kann sich ja kein Mensch richtig Grüßgott sagen!“ Damit schob er sie beide in Vaters Arbeitszimmer und zog die Tür hinter sich wieder ins Schloss.

Schweigen. – Wiebke musste ein paar Mal schlucken, bevor ihr die Stimme gehorchte. „Liebe Zeit, Arndt“, sagte sie endlich und versuchte zu lächeln, „du stehst mit deinem Salat wie, wie – , willst du mich nicht begrüßen?“

Mit fahrigem Gesten suchte Arndt einen Stand für seinen Teller und platzierte ihn dann kurzerhand auf dem nächsten Sessel. „Wiebke!“ Mit schiefgeneigtem Kopf sah er sie hilflos an: „Wie geht es dir?“

„Großer Gott!“ In Wiebkes Stimme grummelte es bedrohlich. „Seit sechs Monaten warte und hoffe ich auf ein Zeichen der Einsicht, hypnotisiere ich das Telefon, nerve den Briefträger und heule mir die Augen aus dem Kopf, und da erscheint dieser Mensch und fragt, wie es mir geht!“ Sie trat dicht vor Arndt hin und reckte ihre kleine Gestalt an ihm hoch: „Ähh! Schlecht geht es mir! Es kann mir gar nicht schlechter gehen!“ Der Damm brach, Zorn und Kummer quollen wie ein Sturzbach aus ihr heraus. „Schlecht geht es mir, seit du mich nach der Abiturfeier aus dem Haus getrieben hast mit deinem Gelaber von wegen Contergankrüppel, der du seist, Schiefhals, Einarm, Dreiviertelmensch, der für mich eine von Mitleid geprägte Schülerliebe gewesen sein müsse. Gütiger Himmel, wie ich dieses pathetische Geseier hasse!“

Verbittert starrte sie ihm ins Gesicht, dessen Ausdruck sich unter ihren Anwürfen verändert hatte. Er packte ihren Arm und wollte etwas erwidern, aber Wiebke war noch nicht fertig.

„Wie du dich versündigst!“ sagte sie rauh und tippte mit dem Finger auf sein Herz. „Hast du nicht einen gesunden Arm mit fünf gesunden Fingern an der Hand? Hast du nicht einen Verstand, um den dich zehn Durchschnittsmenschen beneiden könnten? Hast du nicht das Privileg, in deines Vaters Verlag von der Pike auf zu lernen und später, nach einem guten Studium, Lektor oder gar Verleger zu werden? – Du undankbarer Kerl!“ schrie sie plötzlich los, dass Arndt erschrocken zusammenfuhr, und nun heulte sie doch: „Ich liebe dich! Ich liebe dich schon seit unseren Kindertagen! Und

du liebst mich auch! Und wie! Ja wohl! Aber ich bin altmodisch erzogen und werfe mich dir nicht an den Hals. Geh zum Teufel!“ Wiebke schluchzte.

„Das werde ich nicht tun. Heul' nicht, ich kann das nicht sehen!“

Nanu?! Verdutzt zog Wiebke die Nase hoch. Was war denn das?!

„Ich habe schon längst gemerkt, was für ein Esel ich war“, sagte Arndt mit schöner Würde, „und dass du dich mir nicht an den Hals wirfst, wusste ich auch schon vorher. Aber – hehe – genau dahin will ich dich jetzt haben!“ Sprach's – und riss Wiebke mit einer so heftigen Bewegung an sich, dass er das Gleichgewicht verlor und sich mitsamt seiner tränen- und schminkverschmierten Liebe in den Salatteller setzte. Es gab ein schmatzendes Geräusch, dem beide verblüfft einen Augenblick lang nachhorchten.

„Ist bloß Papp!“ konstatierte Arndt lakonisch. Und dann küsste er Wiebke. So lange, so anhaltend, so ausgiebig und innig, dass sie Geläute und Geböllern draußen erst wahrnahmen, als Pollinger die Tür aufriß und mit einer Sektflasche wedelte.

„Prost Neujahr! Gesegnet seien Liebe und Versöhnung, Reue und Verzeihung. Der Herr sei mit euch! – Hupp!“ Er hatte schon einen gewaltigen Tüdel. „Hehallohe!“ schrie er in die Diele zurück, „kommt mal alle her! Hier haben sich zwei ins neue Jahr geküsst. Ich stelle euch Arndt Bensen und die dazugehörige Wiebke Matthes als tatsächliches Liebespaar von heute und wahrscheinliches Ehepaar von übermorgen vor. Erhebt euch, edle Freunde, nehmt Kelche, Schalen und Humpen, auf dass wir...“

„Geht nicht!“ Arndt bewegte unbehaglich sein feuchtes Sitzfleisch.

„Ei warum denn nicht, du glücklicher Arndtonikus?“

„Ich sitze im Salat!“

„Was? Schon?“ Der liebe Polli sah missbilligend auf Wiebke. „Kaum an der Angel, sitzt er schon im Salat. Hätt' ich nicht von dir gedacht, Mädchen. Und denn lachst du auch noch!“ Der enttäuschte Freund wandte sich zur Tür, schob auch die anderen wieder hinaus und begann laut und feierlich und sehr falsch zu singen: „Wie man sich bettet, so liieegt maan...!“

## Nur über meine Leiche

Der Samstagabend war die schönste Zeit der Woche. Alle dufteten frisch gebadet und tunkten Weißbrot in den Kakao. Früher gab es immer frischen Hefezopf, aber seit der Vater tot war, konnte die Mutter nicht mehr backen.

Mir war schon übel, bevor ich die schwere Nachricht verkündete, aber heute musste es sein – die Brüder waren da und konnten mir zur Seite stehen. Mein Arm klebte am Wachtischtuch fest. Es schmatzte, als ich ihn weg zog.

„Ich werde in München studieren. Nächste Woche ist die Einschreibung.“ Unruhig schaute ich von einem zum anderen.

„Dann tu’s wenn du musst!“ Achselzuckend wandte sich der ältere Bruder ab.

„Du weißt schon, was dann alles an uns hängen bleibt?“ Die Augen des Jüngeren funkelten zornig. Die Mutter begann zu weinen, weinte stundenlang, der Rotz tropfte ihr aus der Nase, lief ihr übers Kinn, sie wischte ihn nicht ab.

Ich tauchte in ihre Tränen ein, floss mit ihnen davon, hätte gern alles rückgängig gemacht, fühlte mich unendlich schlecht.

Ich versprach der Mutter zu bleiben, das Studium abzusagen, alles wieder gut zu machen. Ihre Seufzer verebten, ihre Hände krallten sich an mir fest.

Als Bauernkind – noch dazu als Mädchen – hatte man in den Jahren nach dem Krieg keine Chance auf ein Studium. ‚Bleib im Lande und nähre dich redlich‘! Wie oft schlugen sie mir diese Weisheit um die Ohren, verbrämten damit ihre Angst: Lass alles beim Alten, Kind. Mädchen brauchen keine Ausbildung, sie heiraten ja doch und bekommen Kinder.

Doch in mir war ein wehes Brennen nach Ferne, nach mehr Wissen und Freisein.

Meine erste Lehrerin hieß Fräulein Link. Sie trug weiße Blusen und blaue Trägerröcke. Wir Kinder verehrten sie. Ich erwarb mir unzählige Fleißbildchen. Die Leute erzählten, dass Frauen im männerdominierten Lehrberuf nur zugelassen wurden, wenn sie ledig blieben. Sobald ein Fräulein doch ehelichte, musste sie den Schuldienst verlassen. Ich war bereit, den Preis zu zahlen. Aber schon das Gymnasium der nahen Kleinstadt war praktisch unerreichbar. Der Bus fuhr drei Mal am Tag und jeder warnte: ‚Mädchen kommen in der Stadt unter die Räder‘!

Was tun? Lernen und Träumen. Lernen fiel mir zu und für Tagträume war während der monotonen Feldarbeit genug Zeit.

Acht dahin plätschernde Jahre Volksschule. Meine guten Noten schrieb die Mutter ihrem inständigen Gebet zu. Sonntagnachmittags pilgerte ich zur Kath. Pfarrbücherei im Nachbarort. Die Regalreihe der Kinder- und Jugendbücher lieh ich bald wieder von vorne aus.

Der Opa erzog mich in seinem Sinn: „Eine Frau muss dienen können. Wer nicht dienen kann, kriegt keinen Mann.“ Ich arrangierte mich innerlich mit dem Ledig Bleiben.

„Mach doch eine Lehre als Industriekaufmann!“ Die weibliche Form hatte in der Sprache noch keinen Einzug gehalten. Meine Mutter schwärmte von den weißen Blüschchen, die ich da jeden Tag tragen könnte. Aber die miefigen Büroräume zogen mich nicht an.

Der neue Rektor der Dorfschule kam in unser Haus: „Lasst doch das Mädchen was Gescheites lernen!“ Mein Vater nickte ergeben.

Die Höhere Handelsschule in der nahen Kleinstadt bot sich an. ‚Intelligenzreserven vom Land‘, spotteten einige Lehrer über uns. Ich übte geduldig Reinschriften auf der Schreibmaschine und erledigte meine Hausaufgaben am Küchentisch. Eine Zeitung als Unterlage schirmte gegen die Fettflecken ab.

Mit einer Belobigung zur Mittleren Reife, war es nur noch ein Sprung zum Fachabitur. Und mit einem guten Abitur winkte ein Studium in München. München! Ich trug mein Herz auf der Zunge und verwirrte alle.

„Erst wenn du in der Fremde bist, siehst du wie schön die Heimat ist.“ Meine Mutter strotzte nur so von Lebensweisheiten. Doch ich wusste, sie hatte Unrecht. Sie durfte nicht Recht haben.

Mitten hinein in dieses Ringen und Rausstreben starb mein Vater an den Folgen seiner Kriegsverletzung. Sein früher Tod zerriss alle meine Pläne. Die Mutter fiel in ein tiefes Loch und wollte nicht mehr heraus.

Die Schule wurde zur Nebensache. Das fachbezogene Abitur schaffte ich trotzdem.

Frauen fingen mich auf der Straße ab und redeten beschwörend auf mich ein: „Deine Mutter braucht dich jetzt. Du musst daheim bleiben und mitsorgen.“

„Du bist die Älteste und hast Verpflichtungen für deine Brüder“. Auch die Tanten stahlen sich mahnend aus der Verantwortung.

„Der Herr Pfarrer braucht eine Schreibkraft fürs Büro. So kannst du dir ein paar Mark dazu verdienen.“ Gönnerisch nickte der Messner mir zu.

Ein Bruder meiner Mutter stand sonntags – nach dem obligatorischen Männer-Stammtisch – in unserer Tür: „Schlag dir die Studier-Flausen aus dem Kopf. Du weißt, dass dir der einzige Ingenieur im Ort nachläuft. Sei nicht so stolz und nimm ihn. Ihr braucht einen Mann im Haus.“

Kein Verstehen – nirgends.

Aber das Feuer brannte noch – glühte aschebedeckt das ganze Trauerjahr über. Die Adresse der Fachhochschule immer wieder glatt gestrichen und gut verwahrt.

Wie bewirbt man sich um einen Studienplatz? Reicht eine handschriftliche Anfrage? Die Schreibmaschine klappert so laut. Doch die Unterlagen kamen prompt. Ein unscheinbar braunes Kuvert voller Hoffnung. Ich zitterte beim Ausfüllen.

Ein Cousin, der in München studierte, vermittelte mir die Adresse eines Mädchenwohnheims – Zweibettzimmer, kein männlicher Besuch erlaubt. Ich wollte nicht unter die Räder kommen, ich wollte fahren lernen, mein eigener Chauffeur sein.

Die Bestätigung zum Studienbeginn im Herbst 1970 fing ich vom Briefträger ab. Alles in mir war in Aufruhr. Unbändige Freude mischte sich mit pochender Angst. Doch das wundervolle Geheimnis quoll mir nicht über die Lippen. Ich malte mir die Szene aus und verstummte. Schreckliche Vorahnungen lähmten mich wochenlang.

Noch nie studierte eine Frau unserer Familie. Wenn man weg wollte, ging man ein paar Jahre zu reichen Leuten in Stellung oder gleich ins Kloster. Und ich wurde doch in Haus und Feld gebraucht, musste meiner Mutter zur Seite stehen, war unersetzlich.

Dann beichtete ich samstagabends meinen Entschluss, warf ihn mitten in die einzig traute Runde der Woche. Wagte es endlich und wagte es doch nicht. Ein Netz, gesponnen aus verpflichtenden Vorwürfen und lähmender Trauer schnürte mich zu. Tagelang fühlte ich nichts und dachte nichts.

Donnerstagabend, die Nacht vor dem letzten Einschreibetermin. Hellwach lag ich im Bett, hörte Käuzchen schreien und Mäuse in den Zwischenwänden nagen. Fünf Uhr. Ich könnte es noch schaffen. Mechanisch holte ich den Koffer vom Schrank und begann zu packen. ‚Du sollst Vater und Mutter ehren‘! ‚Schuster bleib bei deinem Leisten‘! ‚Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um‘! Die uralten Ratschläge geisterten durchs Zimmer, schlugen mir um den Kopf und verwirrten mich. Irgendwann war der Koffer voll. Die Schnallen klappten zu.

Beim Sechsuhr-Tagläuten wurde die Mutter wach, hörte mich und kam ins Zimmer. Sie sah den geschlossenen Koffer und setzte sich darauf: „Nur über meine Leiche kommst du hier raus“! Diese verzweifelte Kälte in ihrem Blick.

Ich packte den Koffer am seitlichen Griff und zog ihn unter ihr weg, obwohl sie ihn festhielt. Woher hatte ich diese Kraft?

Ich nahm auch die Handtasche, packte den Mantel an der Garderobe, schloss die Haustüre auf und ging.

Noch heute weiß ich nicht, was sie davon abhielt, sich theatralisch vor mich zu werfen, den Schlüssel abzuziehen, ihn zu verstecken, sich an mir festzuhalten ... Ich schaute nicht zurück. Ich lief hinunter zur Haltestelle. Der Bus war schon los gefahren. Doch der Busfahrer hielt an, nahm mich unterwegs auf, nickte mir zu.

Ich fühlte mich wie eine elendige Verräterin und vermisste Mutters Segen. Wie viel hätte ich für ein gespritztes Kreuzzeichen mit dem modrigen Weihwasser gegeben, für ein ehrliches: ‚Geh in Gottes Namen‘!

Das schlechte Gewissen folgte mir noch Jahre und fraß Energien, aber meinen Entschluss weg zu gehen und zu studieren, habe ich nie bereut.

## Die Freiheit meines Großvaters

Ein biografischer Essay

„Du!“ Der Aufseher deutete auf Vinzenz. Er war die Nummer 100. Hundert kräftige und arbeitsfähige junge Soldaten sollten als Reparation für verletzte Kriegsgefangene eingetauscht werden, damit die Gulags von ihren Insassen auch etwas hätten. Der Krieg war vorbei. Das Leid noch lange nicht. Vinzenz war der hundertste in diesem Bezirk. Nun, nachdem sich Deutschland den Russen ergeben hatte, mussten deren Forderungen erfüllt werden. Dazu gehörte, dass während der Kämpfe abgeschossene Piloten und Fußsoldaten, die sich aufgrund ihrer Verwundungen ergeben hatten, nach Deutschland zurückgeschickt wurden. An ihrer Statt nahmen die Russen unverletzte junge Männer mit. Und Vinzenz war einer davon.

Seine Freundin Karola, er hatte sie noch vor dem Krieg kennengelernt, wartete zuhause. Sie hatte ihm versprochen, auf ihn zu warten, egal was passierte. Das milderte den Schmerz darüber, der letzte Ausgewählte zu sein, und gab ihm Hoffnung. Die Hoffnung, das berüchtigte Arbeitslager der Russen, von dem so viel Schreckliches erzählt worden war, zu überstehen. Die Hoffnung auf Freiheit.

Alles, was er über die Lager gehört hatte, war wahr – und sogar noch schlimmer. Angesichts der schrecklichen Bedingungen im Arbeitslager dachte Vinzenz ab dem ersten Tag an Flucht: Auf dem langen Weg in den Steinbruch – welcher Weg durch den Wald? Eine spärliche Wassersuppe als Mittagessen – welcher Aufseher macht auch Pause? Beim morgendlichen Rationieren des Brotvorrats (eine Angewohnheit, die Vinzenz bis zu seinem Tod beibehielt) – wie viel bräuchte man für den langen Marsch nach Hause?

Vinzenz wollte diesen Krieg nicht. Er nahm teil aus minimalem Pflichtbewusstsein. Über Ludwig, dessen Sohn später Vinzenz' Tochter heiraten sollte, machte er sich als Junge lustig, weil der so eifrig den Pfadfindertrupp anführte, während er lieber die Pausen vom anstrengenden Arbeiten auf dem Hof seines Vaters nutzte, um in der Sonne zu sitzen.

Als ihm zur Zeit des Krieges – er war gerade in Rumänien stationiert – bei einem Patrouillengang ein unbewaffneter feindlicher Soldat vor die Flinte lief, wählte er für beide das Leben und bedeutete dem anderen Mann mit einem Kopfnicken, dass er verschwinden solle. Der Befehl war ein anderer, Feinde sollten gefangen genommen oder getötet werden – Vinzenz nahm sich in einem unbeobachteten Moment die Freiheit, ihn zu missachten.

Vinzenz verrichtete seine Dienste im Steinbruch. Er lernte ein bisschen Russisch, so konnte er sich bruchstückhaft mit den Wachen unterhalten. Sie mochten ihn dafür, dass er trotz der harten Arbeit in ihren Augen kein Jammerlappen war und sich nicht hängenließ. Doch in seinem Kopf waren immer die Heimat und sein Mädchen. Er aß sein Mittagessen, sah seinem Aufseher in die Augen, und als der wegsah, prüfte er das Gelände auf Fluchtwege. Eine Angewohnheit, die immer schlimmer wurde, je länger die Gefangenschaft dauerte.

Im Endeffekt dauerte sie sechs lange Jahre. Er war nicht der einzige, der an Flucht dachte. Ein Mitinsasse wurde vor seinen Augen hingerichtet, als sein Fluchtversuch scheiterte. Andere starben an Hunger oder Unterkühlung oder ganz einfach am Ausgehen der Kraft. Vinzenz hielt durch. Er unterdrückte den Fluchtimpuls erfolgreich und wurde dann tatsächlich freigelassen – nach sechs Jahren. Und obwohl mit dem Marsch nach Hause noch das Schlimmste bevorstand, trugen ihn die Gedan-

ken an die hübsche Karola und den Hof seines Vaters. Das zum Ende hin nicht mehr für möglich Gehaltene passierte: Er hatte seinen Dienst für sein Vaterland mehr als abgeleistet und war nun frei.

Viele Erinnerungen und Einstellungen blieben ihm aus dieser Zeit. Eine war die Phrase „Das Leben ist ein Kampf“. Die Bewirtschaftung des Hofes und der Ländereien, die er nach seiner Rückkunft in der Tradition seiner Familie von seinem Vater übernahm, war nach dem Krieg vorstellbar schwierig. Und doch, oder wahrscheinlich sogar deswegen, wusste er die hellen Momente des Lebens umso mehr zu schätzen.

Sein Enkel staunte nicht schlecht, als sein Opa Vinzenz eines Tages sehr aufgekratzt und mit leuchtenden Augen vor ihm stand. „Komm’ mal mit“, gebot er ihm. Vinzenz nahm seinen Enkel an der Hand und führte ihn in den kleinen Stall in der Ecke des Hofes. In einer Bretterbucht, die mit viel Stroh ausgelegt war, standen Vinzenz’ Sohn und der Tierarzt um eine Kuh herum, die, wie sein Enkel wusste, bis gestern noch sehr dick gewesen war. Unten im Stroh räkelte und strampelte etwas, das wie ein feuchter und sehr dünner Kuhfellbrocken aussah. Da hob das Kalb den Kopf und sah Vinzenz an. Er drückte die Hand seines Enkels, der sah zu ihm hoch und sah ein freudiges Lächeln und etwas in seinen Augen: die pure Freude über neues Leben.

Nach all den Jahren, in denen ihm diese Momente der Lebensfreude die langen Tage der Schufteerei in der Landwirtschaft versüßt hatten, wuchs ihm eine andere Tätigkeit ans Herz: Er genoss die Freiheit, einfach in der Sonne in seinem Hof zu sitzen und nichts zu tun.

Was ist Freiheit? Gefangenschaft ist in jedem Fall die absolute Unfreiheit. Der reinste Überlebenskampf. Und doch bleibt einem selbst hier die Freiheit zu denken, was man will. Vinzenz dachte an Flucht. An sein Mädchen. An den Hof seines Vaters, den er übernehmen und in der Tradition seiner Familie führen würde.

Freiheit ist, die Tradition zu wahren – oder eben nicht. Wir können sie auch nach unseren Vorstellungen variieren und neue Traditionen schaffen. Vinzenz war stolz auf seinen Hof, der schon so lang Bestand und den Krieg überstanden hatte. Aber er war auch stolz, als er sich den neuen Traktor und die schon fast futuristische Melkmaschine kaufen konnte.

Wer glaubt, dass Traditionen ewig halten, hat das Leben und die Menschheitsgeschichte nicht verstanden. Rebellion und Flucht aus altbackenen Strukturen gehören dazu – und sind somit wiederum eine Tradition, die wichtigste Tradition der Söhne und Enkelsöhne, damit die Menschheit nicht einschläft.

Freiheit ist, sein eigener Herr zu sein. Natürlich sind wir gesellschaftlich immer abhängig von anderen, das hat auch mein Opa nach dem Krieg immer wieder erfahren: Da das Geld, das der Bauernhof abwarf, nicht reichte, arbeitete Vinzenz noch im nahegelegenen Sägewerk. Doch er war frei genug, die Wahl zu haben – und da er die traditionelle Arbeit seiner Vorfahren und den Hof weiterführen wollte, nahm er die zusätzliche Lohnarbeit in Kauf.

Wir haben das Glück, in einem Land und in einer Zeit ohne Krieg zu sein, und sind dadurch frei in unseren Entscheidungen: Wir müssen im Prinzip gar nichts. Außer zu atmen, zu trinken und zu essen, um zu leben – und unseren Reflexen nachzugeben ... Doch dieser Tatsache sind sich die Menschen, die gegen aus Kriegsgebieten Geflüchtete hetzen, nicht bewusst. Denen fehlt es einfach an Vorstellungskraft und Empathie.

Wir sind frei zu sagen, was uns an der Gesellschaft stört. Die einzige Einschränkung muss dabei allerdings diese sein: Unsere Freiheit endet dort, wo bei ihrer Ausübung die Freiheit eines anderen eingeschränkt wird.

Trotz der Zwänge, die ein Leben mit landwirtschaftlichem Betrieb und fünf Kindern ihm auferlegt hat, war das Leben nach den sechs Jahren in russischer Kriegsgefangenschaft für meinen Opa vor allem immer eins: Freiheit. Und die beste Demonstration seiner Freiheit war, in seinem Hof zu sitzen und die Sonne zu genießen.

## Saudade

*Wie eine Katze habe ich mich oft an den Kaminofen gedrängt, meine Flanken daran gerieben, bis ich mein Blut wieder spüren und nach draußen huschen konnte. Er war die alte Dame, die mich in Freie ließ, die Türe einen Spalt aufhielt und mir wehmütig nachstarrte. Die kleine Sorge, ich könnte nicht mehr zurückkehren, war seine melancholische Sucht nach Abwechslung im Leben. Denn obwohl er Zerstreung kaufen konnte, wollte er niemals Teil von etwas sein. Er war älter als ich, aber das erklärte nicht unser Machtgefälle, den Umstand, dass er hier geboren war und bleiben wollte, dass er das Bleiben nicht immer wieder für sich aushandeln musste, so wie ich seit beinahe zehn Jahren. Seit meinem Erasmus-Semester, durch das ich meine Heimatstraßen und ihren Geruch nach Katzenurin hatte zurücklassen wollen. Das mich haltlos und unstet machte und darauf bedacht, keine Spur zu hinterlassen.*

Eine große, mittelblonde Frau ist eine der wenigen Personen, die kein Smartphone in der Hand hält. Sie hat ihre Daunenjacke ausgezogen und trägt nur noch T-Shirt und Jeans. Ein Korb, den sie auf ihrem Schoß abgestellt hat, ist gefüllt mit Tüten voller Brot und Wurst. Besorgt wickelt sie die Debrecziner und Polnischen aus dem Papier und fühlt an der Pelle, wie um zu prüfen, ob ihre Schätze ähnlich unter der Wärme leiden. Sie merkt wohl, dass ich sie beobachte. Denn sie wirft mir einen garstigen Blick zu, der mich an Stelle ihrer Würste aufzufressen scheint.

„Das sieht aber lecker aus“, versuche ich die Situation lächelnd abzumildern.

„Hilft ja auch nix bei der Bullenhitze“, bellt die Frau in ihr Doppelkinn und raschelt seltsam aufgebracht in ihren Tüten.

Ich denke daran, wie schwer es immer noch für mich ist die Reaktionen der Menschen hier abzuschätzen. Die Situation mit dieser Frau ist typisch. Ich glaube nicht daran, dass es etwas mit Mentalitäten zu tun hat. Es scheint mir eher ein Problem der Wahrnehmung zu sein. Ein Kristallisationspunkt ist zum Beispiel mein Wärmeempfinden, ein peinliches Klischee, das ich scheinbar bestätige, auch hier im Warteraum des Provinzbahnhofs. Während die Frau mit den Würsten Hitze leidet, trage ich Mütze und Schal. Und das, obwohl ich an der Heizung stehe. Wie ein Magnet steuert sie mich, die Wärme. So war es auch, als ich zusammen mit den anderen Reisenden in den Warteraum flüchtete und mir sofort diesen Platz aussuchte. Einem älteren Herrn fiel das auf. Er sagte „Madla“ zu mir und berührte mich lachend am Ellenbogen, als ob dieser Begriff etwas über mich erzählen könne und warum mich Wärme so sehr anzieht. Wie die Frau mit den Würsten, habe ich auch diesen Mann angelächelt und mich erklärt:

„Ich kann’s nicht warm genug haben, wissen sie? Ich bin mehr für Sommertage gemacht.“

Und auch er konnte scheinbar mit meiner Reaktion nichts anfangen. Sein Gesicht verlor an Festigkeit, sein Ausdruck verwischte. Er murmelte etwas, das ich nicht verstand, und wandte sich von mir ab. Wie in einer Übersprungshandlung begann er, wild durch sein Handy zu blättern. Dabei stützte er sich mit einem Arm ausladend auf dem Fenstersims ab, als ob er „Man-Spreading“ neu definieren wollte.

An manchen Tagen hatte ich das Gefühl, dass etwas mit meinem Gesicht nicht stimmte. Es war, als ob es meinem Lachen nicht folgte, wenn ich es hinausschickte. Wenn wir uns abends beim Essen gegenüber saßen, heftete ich mich an seine Blicke, machte ich ihn zu meinem Spiegel, und war von der Angst erfüllt, er könnte meine Sorge bestätigen – mein Gesicht war gelähmt. Ich wusste, dass er meine scheinbare Unabhängigkeit mochte, das Gefühl, dass mich ein anderer ihm wegnehmen könnte. Wie in einem Airbnb ließ er mich bei sich wohnen, immer auf absehbare Zeit, jeden Monat neu zu verhandeln. Er erkannte nicht, dass er selbst die Konditionen festlegte, dass er mich hinaus-

werfen konnte, wenn ich ihm nicht mehr genügte und er keine Freude mehr an mir empfand. Kein Lächeln mehr zu haben, schien deshalb die absolute Bankrotterklärung in meiner Währung zu sein und ich trainierte mich darin, die Sorge um mein stummes Gesicht hinunterzuschlucken und auf den nächsten Tag zu warten, dessen Kommen meine einzige Perspektive war.

Die Menschen im Warteraum sehen aus, wie der traurige Rest einer Party, die nie anberaumt wurde. Ihre Köpfe sinken nach vorn und sie haben bereits aufgehört so zu tun, als ob sie etwas vorhätten. Zwei Seiten des Raumes sind mit Holzbänken gesäumt. Auf der einen sitzt die Frau mit den Würsten, auf der anderen zwei jugendliche Geschwister, die sich mit Handyfilmen die Zeit vertrieben. Der ältere Herr, der mich wegen der Heizung angesprochen hatte, wurde bereits abgeholt. Draußen sind nur noch zwei weitere Leute, die Abfahrtspläne prüfen und getrieben hin und her laufen. Ich denke, bei ihnen ist es auch nur noch eine Frage der Zeit, bis ein Angehöriger von ihnen vorfährt und sie mitnimmt.

Das Warten stört mich nicht, auch nicht die triste Stimmung in diesem Raum. Ich möchte nur nicht daran erinnert werden, dass mich keiner abholen wird, dass ich die Einsamkeit gewählt habe und mich selbst darum kümmern muss, irgendwie nach München zu kommen. Auf die Menschen von der Deutschen Bahn kann ich mich jedenfalls nicht verlassen. Das denke ich nicht nur, weil keiner von ihnen mehr hier ist. Sondern auch weil sie uns nicht richtig informiert haben, als wir hier strandeten. Erst war der Zug eine ganze Weile gestanden und kein Mensch wollte uns aufklären, was passiert war und worauf wir uns einstellen müssen. Irgendwann lief der Schaffner durch die Abteile und sagte lapidar:

„Es gab einen Personenschaden. Die Strecke ist gesperrt. Bitte verlassen sie den Zug.“

Die Leute stiegen nur widerwillig aus und sahen sich um, scheinbar grübelnd, was man an einem Winterabend an diesem Ort ohne Läden, ohne ein Café in Sichtweite tun könne.

„Warum können wir nicht einfach im Zug sitzenbleiben, bis einer kommt?“, fragte eine ältere Frau den Schaffner.

„Weil der wieder zurückgeschickt wird und Richtung Würzburg fährt.“

„Aber er ist doch ganz leer, der Zug. Warum fährt der denn leer zurück nach Würzburg?“

„Weil alle Züge zurück geordert werden. Die Strecke ist erst mal dicht.“

Mit dieser Aussage mussten wir leben und daraus das Beste machen. Die meisten strömten in den kleinen Wartesaal mit dem freundlich gelben Laminat und den Sicherheitshinweisen an der Wand. Die draußen gebliebenen bildeten dichte Trauben, die heftig diskutierten. Es dauerte vielleicht eine gute halbe Stunde, bis die Leute nicht mehr daran glaubten, dass sie „gerettet“ würden. Sie fing an, ihre Familien anzurufen und dafür zu sorgen, dass sie jemand abholen würde. Nach einer weiteren Stunde ohne Auskunft, war noch eine Handvoll Menschen zurückgeblieben. Diese war wohl überzeugt, dass sich die Lage bald zu ihren Gunsten ändern würde. Oder sie hatte keine andere Wahl, als sich von der Deutschen Bahn helfen zu lassen. Ich gehörte zu den Letzteren.

*Man nannte uns Geração à rasca, die Generation, die in der Klemme steckt. „Eine verlorene Generation“, schrieben die Zeitungen. „Unsere armen, perspektivlosen Kinder“, sagten unsere Eltern. Sie sorgten sich, dass wir keine Kinder bekommen und für immer von ihrer Unterstützung abhängig sein würden. Auch denjenigen von uns, die die Heimat verlassen hatten, schickten sie nur Klagen hinterher. „Wer soll sich kümmern, wenn du krank wirst?“, „Bleib doch bei uns, mein Kind! Die Krise wird nicht ewig dauern.“*

*Ich war Teil der größten Auswanderungswelle, die Portugal je erlebt hat. Ich war einer dieser fünfhunderttausend, meist jungen Menschen, die auswanderten, um eine Perspektive zu haben, und die seit zwei Jahren wieder zurückkehren, weil sie den Aussichtspunkt verpasst haben. Ich hätte überall sein können, war jung, studierte, und ich hätte nirgends, sein können, weil nichts und niemand nach mir rief. Keine Verpflichtungen hielten mich, außer der fernen Perspektive, irgendwann für meine*

*Eltern da zu sein. Alle weiteren Einschränkungen musste ich mir erst noch erarbeiten. Und ich wählte Deutschland für mein Erasmus-Semester und in der Hoffnung, hier bleiben zu können, weil das Arbeiten hier einfach war und sich dem Glauben hinzugeben, dass man irgendwann Karriere machte.*

„Saudade“

„Was?“

„Saudade. In meiner Heimat sagt man so dazu. Wenn man etwas verloren hat und sich danach sehnt. Und wenn man ganz genau weiß, dass man es nicht wiederfinden wird.“

Die mittelblonde Frau sieht mich irritiert an. Aber ich kann nicht länger still sein und so tun als ob wir nichts miteinander zu tun hätten.

„Ich meine nur, dass wir hier warten und uns quälen“, mache ich deshalb weiter. „Man könnte meinen, dass es uns Spaß macht, hier zu sitzen und zu warten.“

„Der Mann von der Bahn hat gesagt, dass sie einen Bus schicken.“

„Ja, das hat er gesagt. Und seit über eineinhalb Stunden ist noch keiner vorgefahren.“

„Dann rufen sie halt ein Taxi. Ich hab’ mein Ticket bezahlt und mach da keine langen Faxen.“

„Wollen Sie auch bis nach München fahren?“

„Ja.“

„Ich habe morgen meinen ersten Tag bei meiner neuen Arbeit und würde gerne ausgeschlafen dort anfangen.“

„Ich fahre nicht mit ihnen Taxi.“

„Nein, das wollte ich auch nicht vorschlagen. Ich wollte ihnen nur erklären, warum ich an Saudade gedacht habe. Weil ich Würzburg heute vielleicht für immer verlassen habe.“

„Sauda... Was ist das für eine Sprache?“

„Portugiesisch.“

„Aber sie können sehr gut Deutsch.“

„Meine Großeltern stammen von hier.“

„Das Wort von ihnen, das klingt nach Sau und irgendwas, das man nicht versteht. Ich dachte, sie meinen wieder meine Würste.“

„Nein, ich meine nicht ihre Würste. Auch vorhin habe ich nur aus Höflichkeit etwas darüber gesagt. Wussten sie, dass hier in der Gegend alle Bahnhofe nach Tieren klingen? Ochsenfurt, Schweinfurt, Wildbad...“

„Ja, das liegt an der Geschichte. Hier war mal viel Natur, Wasser und Tiere.“

„Ja, aber heute, da denkt man nur an Scheufala, wenn man das hört.“

„Das ist ein gesundes Essen.“

„In meiner Heimat sagt man, Fisch ist ein gesundes Essen. An jeder Ecke bekommt man Kabeljau.“

„Warum sagen sie Portugal ist ihre Heimat? Sie leben doch hier in Deutschland. In München haben sie sogar eine neue Arbeit.“

„Ich sage das, weil ich vorhin Saudade erwähnte und sie es nicht verstanden haben.“

*Als ich ihm sagte, dass ich wegziehe würde, einen neuen Job und eine eigene Wohnung habe, da gratulierte er mir zu diesem wichtigen Schritt und küsste mich auf die Stirn. Und ich schloss daraus, dass es wieder nur ein Zeichen dafür war, dass ich ihm nichts bedeutete.*

*„Warum weinst du nicht um mich? Warum bin ich dir immer nur egal?“, schrie ich und schlug auf den Schreibtisch. Seine Übersetzungsbücher und Unterrichtsmaterialien lagen dort und ich hätte sie am liebsten zerrissen und auf den Boden geworfen. Aber etwas schweigend Strafendes an ihnen, an ihren beigen Covern und den portugiesischen Worten hinderte mich daran. Erst als ich Tage später an dem kleinen Bahnhof strandete, wurde mir bewusst, dass er mich einfach nicht verstanden hatte. Ihm war nicht bewusst, dass ich nicht mehr zurückkehren würde.*

## Lillis Heimkehr

*Maria saß zwar neben mir. Aber zwischen uns stand eine unsichtbare Wand. Auf den Tisch hatte sie ein schwarzes Gerät gelegt. Sie hatte es vorsichtig getan, leise, fast so, als wolle sie nicht, dass ich es mitbekam.*

*„Was willst du wissen?“, fragte ich.*

*„Alles!“ Es klang wie ein Verhör.*

*„Und wo soll ich anfangen?“*

*„Am Anfang!“ Sie drückte eine kleine Taste auf dem blinkenden Display und sah mich auffordernd an.*

*Ich nickte.*

*„Als meine Mutter mit mir schwanger wurde“, begann ich zu erzählen, „war sie noch nicht einmal achtzehn. Wie es passiert ist, wussten sie nicht. Sie hätten doch immer so aufgepasst und es hätte ja noch keine Pillen gegeben, hat sie immer beteuert. Aber sie hatte Glück. Vati hat sie sofort geheiratet.*

*Sie waren arm. Mutti hatte keine Aussteuer. Aber sie haben ein Ehestandsdarlehen bewilligt bekommen. 400 Mark. Damals eine Menge Geld. Davon haben sie zwei Federbetten, zweimal zu beziehen, ein paar Möbel und ein Fahrrad gekauft, damit Mutti nicht überall hinlaufen musste. Nachdem ich geboren wurde, sind wir in eine Einzimmerwohnung gezogen. Daran kann ich mich kaum erinnern. Aber dann hat dein Großvater Anfang vierzig eine Stelle bei der Bahn bekommen und sie konnten ein kleines Haus kaufen. Mit Muttis Eltern. Haben jeden Pfennig dafür gespart. Für das eigene Haus! Mit einem Stall, in dem ein fettes Schwein stand. Das Schwein hieß Susi, auf dem bin ich geritten. Und da dachten alle, wir wären aus dem Größten raus!“*

Es ist kalt, in diesem Winter 45. Großvater packt den Pferdewagen. Die Russen würden kommen, hat er im Dorf gehört. Wären nur noch wenige Kilometer von Dramatal entfernt.

„Lilli, wir müssen weg“, sagt er.

„Weg? Wohin?“ frage ich entsetzt.

„Weg. Nur weg!“ Opa ist völlig aufgelöst. „Wir schließen uns einem Treck an. Die fahren morgen früh los.“

Und Vati ist nicht da.

Am nächsten Morgen sind Hannes und Lotte schon vor den Wagen gespannt. Vati ist immer noch nicht da. Foxl springt vor dem Wagen herum, aber Mutti nimmt den Hund am Halsband, bringt ihn zurück auf den Hof und schließt das Tor.

„Foxl können wir nicht mitnehmen“, sagt sie ernst. „Wir haben ja nicht mal für uns genug zu essen.“

„Foxl“ rufe ich. „Ich gehe nicht ohne Foxl!“

*„Foxl. Mein kleiner Hund. Nie habe ich vergessen, dass ich ihn zurücklassen musste. Sein Bild hat sich in mein Herz gebrannt. Wie er dort stand am Zaun und winselte. Einfach nur mit mir gehen wollte. Und ich ihn verlassen musste. Meinen Freund. Bis heute tut mein Herz bei dieser Erinnerung weh.“*

„Und Vati?“

Mutti weint. „Ich weiß nicht, wo er ist. Er wird schon kommen. Wird uns schon einholen. Ganz bestimmt.“

Vati holt uns ein. „Runter vom Wagen,“ schreit er! „Das ist meine Frau und meine Tochter. Die bleiben bei mir! Und unserem Haus! Wir werden doch das Haus nicht verlassen!“

„Wir fahren!“ Opa ist zornig. So habe ich ihn noch nie erlebt. „Was du machst, ist mir egal. Aber hast du nicht gehört, was sie mit Frauen und Kindern machen? Wir fahren! Schluss.“

Die Männer streiten. Schließlich gibt Vati nach und wir fahren weiter.

„Und Vati?“, heule ich.

„Vati kann nicht mit“, Mutti hat Tränen in den Augen. „Wenn die ihn finden, erschießen sie ihn. Vati ist fahnenflüchtig.“

„Was ist fahnenflüchtig?“, frage ich.

*„Siebeneinhalb Wochen sind wir gefahren. Es war ein schlimmer Winter. 1000 Kilometer bei Minus 20 Grad. Die Pferde wären unser größtes Kapital, hat Opa immer gesagt. Hatte dicke Pferdedecken dabei und auf dem Wagen mehr Futter für Hannes und Lotte als alles andere, denn ohne sie würden wir nicht überleben. Mutti hatte die Ruhr, und die Toten lagen am Straßenrand.“*

*Vati fuhr hinter uns her. Nachts. Mit einem Schienenwagen, bis wir in die Tschechei kamen. Dort haben sie ihn festgehalten. So haben wir ihn verloren. Am 15. März sind wir im Bayerischen Wald angekommen. Als Mutti vom Wagen steigen wollte, konnte sie keinen Schritt gehen. So erfroren waren ihre Beine. Ab da waren wir die Flüchtlinge, die Pollacken. Heimatlos. Und Vati war weg. Ein langes Jahr wussten wir nichts von ihm.“*

*In Stallwang gab es keine Flüchtlingszeitung. Aber ein Kaufmann, ein Flüchtling wie wir, war zu seiner Schwester nach Regensburg gefahren. Hatte Fisch mitgebracht, der in eine alte Ausgabe einer Vertriebenenzeitung eingewickelt war.“*

Mutti und Opa sind gerade vom Feld gekommen. Mutti hinkt. Hat sich einen Dorn in den linken Fuß eingetreten und gießt heißes Wasser in eine kleine Zinkwanne, nimmt den Holzschemel und setzt sich davor.

„Lilli, gib mir mal das Glas mit der Kamille rüber,“ sagt sie zu mir.

Die Kamillenblüten duften nach Sommer. Mutti streut sie ins Wasser.

In diesem Moment steckt der Kaufmann sein Gesicht durchs offene Fenster.

„Frau Kotybra, ich hab gehört Sie fahren nach Regensburg“ ruft er lachend.

„Wer sagt denn so was?“ Mutti ist empört und schüttelt fassungslos den Kopf. „Was sagst du dazu Vater? Die im Dorf reden, ich fahr nach Regensburg. Ich wüsste nicht warum?“

„Er hat doch nicht etwa Nachricht von deinem Mann? Raus mit der Sprache?“, fordert Opa.

Da nickt der Kaufmann.

*„Es ist merkwürdig, an welche Dinge man sich erinnert, Maria. Das Hinken von Mutti. Der Duft der Kamillenblüten. Der Kaufmann, der die verknitterte Zeitung auf dem Küchentisch ausbreitet, um den wir uns aufgereggt scharren. ‚Stefan Kotybra sucht seine Frau. Bin am Ostbahnhof in Regensburg‘ stand da, kaum lesbar, verblichen vom Wasser und beklebt mit Fischschuppen. Am nächsten Morgen schnallte Opa Hannes und Lotte an. 15 Kilometer waren es bis zum Bahnhof. Der Zug nach Regensburg fuhr nur sonntags und bei schönem Wetter. Aber es war Sonntag. Und schönes Wetter!“*

Ich kann nicht stillsitzen. Rutsche auf der roten Sitzbank des Abteils hin und her. Vati! Vielleicht finden wir Vati! Mutti ist so traurig. Schon so lange.

„Und jetzt glauben Sie, Sie finden ihn wieder?“ Die Frau klingt skeptisch. Sie sitzt mir gegenüber und hat die Füße bis zu meinem Sitz ausgestreckt. Ich mag sie nicht. Wie kann sie nur eine solche Frage stellen. Glauben, Mutti und ich würden ihn nicht finden!

„Hoffnung hab ich schon“, antwortet Mutti leise.

„So alt wie die Zeitung ist? Aber wissen sie was. Wenn sie keinen Schlafplatz finden, dann kommen sie mit dem Dirndl zu mir. Wie alt bist du denn?“

Mutti sieht mich auffordernd an. „Lilli, nun sag der Frau schon wie alt du bist.“

„Zehn.“

„Da bist du ja schon ein großes Mädchen.“

„Im Juni wird sie elf,“ Mutti streicht über meine dicken blonden Zöpfe. „Ein Sonntagskind!“

„Na, wenn das kein Glück bringt!“

Um neun Uhr abends sind wir endlich da.

„Bald ist Sperrstunde. Kommst am besten gleich mit mir,“ rät die Frau. „Heut' Abend erreichst ja doch nichts mehr.“

Ich starre Mutti an. Sie würde doch nicht dem Rat dieser merkwürdigen Frau folgen.

„Ich geh mal zum Stellwerk vor. Schließlich hat er frei, wenn ich morgen komme.“ Sie nimmt mich bei der Hand, mit der anderen trägt sie den Koffer mit Vatis Sachen. Er hatte ja nur, was er am Leib trug, als er verschwand.

Der Weg geht direkt an den Gleisen entlang. Er ist so schmal, dass ich immer wieder auf den groben schwarzen Schotter ausweichen muss. Dann stehen wir vor der Tür des Stellwerks. Mutti klopft. Zaghafte. Leise. Nichts. Niemand antwortet. Ich ziehe an ihrem Jackensaum. „Klopf lauter!“

Sie fasst sich ein Herz. Klopft erneut. Ein alter Mann öffnet die Tür. Verärgert. Die blaue Bahn-Uniform hängt liederlich an ihm herunter.

„Was wollen Sie denn hier?“, schnauzt er. „Ham se mal auf die Uhr geguckt. Es ist gleich Sperrstunde?“

„Ich suche meinen Mann. Hab's in der Zeitung gelesen. Er hat inseriert, dass er uns sucht. Die Lilli und mich. Hier, sehen Sie!“

Sie hält ihm die nach Fisch stinkende Zeitung vors Gesicht. Er nimmt sie und liest.

„Ja, ein Kotyrba ist mal hier gewesen, vor einem halben Jahr oder so. Der hat immer gesagt, er geht zurück in die Heimat.“ Und mit diesen Worten schiebt er uns hinaus.

„Wo kann ich denn ...?“ Aber die Tür ist schon wieder zu.

Mutti sagt nichts. Drückt nur fest meine Hand. Mir ist kalt. Ich habe Angst. Mutti zieht mich hinter sich her. Wir laufen zurück zum Bahnhof. Dort steht immer noch die Frau. Hinter ihr als Schatten gespenstisch das Bahnhofsgebäude. Im Dunklen kann man die Trümmer nur erahnen.

„Hab ich's doch gleich gesagt“ empfängt sie uns.

Mutti errötet vor Scham. „Er wird es doch nicht in die Zeitung setzen, wird doch erst abwarten, er wird doch nicht wegfahren vorher,“ stammelt sie.

Später richtet die Frau uns ein Bett auf ihrem Sofa und fängt an, Därme zu kochen.

„Muss noch Seife machen“ sagt sie.

*„Es stank fürchterlich. Schlafen konnten wir nicht. Aber wir hatten ein Dach über dem Kopf. Was Mutti wohl in dieser Nacht gedacht hat? Sie mit dem Kopf an dem einen, ich mit meinem am anderen Ende der Couch. In der Mitte nur unsere kalten Füße, die sich berührten. Am nächsten Morgen saßen wir schon ab halb sieben fix und fertig auf dem Sofa und warteten darauf, dass die Frau aufstand.“*

„Danke für alles!“ Mutti reicht ihr die Hand.

Ich kann es kaum erwarten, hier wieder weg zu kommen.

„Nichts für ungut. Wenn du noch mal ein Bett brauchst, du und deine Dirn, kommst wieder. Ich wünsch dir Glück.“

Wir gehen zurück zum Bahnhof. Jetzt kann man die Trümmer klar erkennen. Der ganze Mittelteil des Gebäudes ist eingestürzt.

„Wohin jetzt?“, sagt Mutti mehr zu sich selbst. Ich zucke mit den Schultern. Die Stadt ist groß. Und wir so klein. Niemand, den wir kennen. Der unsere Gesichter schon mal gesehen hat. Kein freundliches Lachen. Nur Fremde. Schließlich bleiben wir vor einer Tür stehen. „Bahnhofsverwaltung“ und „Zutritt nur für Dienstpersonal“ steht auf einem Schild. Mutti klopft. Niemand antwortet. Klopft noch einmal. Dann drückt sie zaghaft die Klinke hinunter. Aber die Tür ist abgeschlossen. Einfach zu.

„Aber heute ist doch Montag. Das gibt es doch nicht. Da muss doch jemand da sein!“ Wir laufen um das Gebäude herum und stehen wieder auf dem Bahnsteig. Ein Bahnhofswärter geht mit seiner blechernen Brotzeitbüchse an uns vorbei.

„Horchen Sie mal“ ruft Mutti ihm hinterher. Der Mann bleibt abrupt stehen.

„Horchen Sie mal. Ich suche meinen Mann. Ich hab ihn in der Zeitung gefunden.“

„Ihren Mann? Wo soll der denn sein?“

„Am Ostbahnhof.“

„Ja, das ist hier.“ Wie um sich seiner Worte zu versichern, sieht er sich um und deutet auf ein Schild.

„Wie heißt er denn?“ fragt er dann.

„Der heißt Stefan. Stefan Kotyrba!“

„Stefan Kotyrba?“ In diesem Moment rollen dem Mann dicke Tränen aus den Augen.

„Der Stefan“ ruft er: „der ist ja hier bei mir!“

*„So fanden wir Vati. Deinen Großvater. In seiner winzigen Kammer hatte er alles mögliche gehortet. Genau wie er es auch später immer machte. Wie in Würzburg, die vielen Gläser mit alten Schrauben und Nägeln. Die gesammelten Brotkrumen. Aber was er damals in seinem kleinen Zimmer hatte, war für uns von großem Wert: Ein Sack voll Zucker. Pakete mit Nägeln. Die konnte Mutti bei den Bauern verschauern, weil man so was in Stallwang nicht bekam. Und sie dachte, er hätte Not gehabt. Aber so war Vati. Wenn er erstmal ein Steinchen hatte, kam bald ein zweites dazu. Dann wurde er nach Würzburg versetzt. Aber das ist eine andere Geschichte, Maria.“*

*Maria drückte auf die Stopptaste des Diktiergerätes und sah mich skeptisch an.*

*„Ich weiß, das hört sich heute an, als käme es direkt aus einer Hollywoodschnulze. Aber so ist es wirklich gewesen!“, beteuerte ich.*

*Hinter ihrer Stirn hörte ich es rattern. Ob sie das glauben konnte. Ihrer Mutter glauben konnte.*

*„Wir haben viel nachzuholen,“ antwortete sie streng. „Ich will alles wissen. Ich fühle mich wie Foxl. Wie er am Zaun stand und winselte. Bis heute tut mein Herz bei dieser Erinnerung weh. Und ich will nicht, dass meine Geschichte so viele weiße Flecken hat. Ich will sie kennen. Endlich verstehen, warum du mich verlassen hast. Ich war erst acht!“ Nun lächelte sie kaum merklich. „Aber, ich hatte mehr Glück als er. Zu mir bist du zurückgekehrt.“*

*Für einen kurzen Moment bebte die unsichtbare Wand zwischen uns. Bekam ein paar Risse. Winzige Löcher. Bröckelte. Wir blieben schweigend sitzen. Mehr brauchte es nicht.*

## Begegnungen

Sie sitzt am Tisch in einer Bar. Die Musik spielt leise im Hintergrund. Sie schreibt, kritzelt Sätze, streicht sie wieder durch. Die Tür geht auf. Sie blickt hoch und sieht ihn, wie er langsam hereinkommt, die Treppe hinuntergeht. Seine schwarzen Haare und dunklen Mandelaugen fallen auf. Das Licht erfasst ihn nur für einen kurzen Moment. Fasziniert schaut sie ihn an. Eine besondere Aura umgibt ihn. Er wirkt fremd, exotisch, geheimnisvoll. Auch er ist allein.

Er bleibt an der Bar stehen. Bestellt sich einen Drink. Sie zündet sich eine Zigarette an, betrachtet ihn. Nach zwei Zügen zerdrückt sie sie im Aschenbecher. Sein Blick fällt auf sie. Begegnet den ihrigen. Immer wieder – Minuten, Stunden, Ewigkeiten. Sie gestikulieren nicht, sie lächeln sich nicht an. Die Blicke verharren. Sie können sich nicht mehr voneinander lösen. Es wird versucht, Vergängliches aufzuhalten, nur für den Augenblick. Nicht für immer. Die Vergänglichkeit des Moments ist beiden bewusst.

Er schiebt ihr einen Zettel zu. Darauf – ein flüchtiges Fragezeichen. Schnell dahin geschrieben. Aus Angst, diese Begegnung könnte bereits Vergangenheit geworden sein? Angst, etwas Wichtiges verpasst zu haben? Sie weiß es nicht. Sie nickt. Er kommt auf sie zu, an ihren Tisch. Wortlos setzt er sich, blickt sie an. Sie schaut zurück. Seine ebenmäßigen Züge. Sein Antlitz ist wunderschön. Er redet sie an.

Verharrt im Blick antwortet sie. Dann Schweigen. Gemeinsam gehen sie. Wortlos folgt sie ihm draußen auf der Straße. Zwei Geflüchtete. Sein Zimmer. Ein alter Holzschrank, ein Sofa und in der Mitte ein einfaches Bett. Schweigend küsst er sie. Sanfte Lippen pressen sich auf ihren Mund. Verlangend erwidert sie seinen Kuss. Seine Hände, Finger ziehen sie aus, legen sie auf das Bett. Ihre Körper vereinen sich, verschmelzen. Dann liegen beide mit offenen Augen da. Schweigen. Sie erzählt nicht, dass sie gegangen ist, schon seit langem. Damals, nach dem Krieg, dem Verlust des Kindes, des Mannes und der Heimat.

Er schläft ein. Sie blickt auf ihn, auf dieses wunderschöne Gesicht. Sie bemerkt das kleine Muttermal auf seiner rechten Wange, unterhalb der Schläfe. Es unterstreicht die Besonderheit seines Ausdrucks. Sie steht auf, zieht sich an und geht.

Lange begegnen sie sich nicht mehr. Dann, zufällig, treffen sie sich wieder. In einer anderen Bar. Pianomusik im Hintergrund. Ein Klavierspieler, der versunken in die Tasten schlägt. Immer wieder. Bis er aufsteht und geht.

Sie sehen sich, lächeln sich an. In ihren Blicken ist Angst, aber auch eine versteckte Harmonie und eine stillschweigende Übereinstimmung zu erkennen. Wieder diese langen, intensiven Augenblicke. Aufeinander zu gehen sie nicht mehr. Der Moment der Vergangenheit ist vorüber. Unwiderruflich.

Die Faszination bleibt. Die Leidenschaft wird unterdrückt, muss unterdrückt werden. Sie könnte zu schmerzvoll sein. Sie gehen ohne Gruß, jeder für sich, nur mit dem gleichen intensiven Blick wie vorher. Einige Male noch treffen sie sich. Zufällig. Es gibt keine Notwendigkeit mehr, anzuhalten, sich zu verabreden, miteinander fortzugehen, zu schlafen. Diese eine Nacht der Leidenschaft lebt nur noch in der Erinnerung. Eine schöne, nicht mehr zerstörbare Erinnerung.

Zwei Geflüchtete. Sie sehen sich ein letztes Mal. Wieder zufällig. Und dann redet er. Darüber, dass er nach wenigen Tagen für immer aus ihrem Leben gehen wird. Sie begreift es. Diese Tage könnten zur Ewigkeit werden. Sie nimmt sein Antlitz in sich auf mit dem Bewusstsein, es nie wieder zu sehen. Sie geht. Er folgt ihr. Ein letztes Mal umarmen sie sich, küssen sich. Schweigend. Dann verlässt er sie. Sie bleibt zurück. Mit ihm geht ein Traum, ihr Traum. Irgendwann wird sie wieder ausgehen. In andere Bars. Auf der Suche nach einem Gesicht, seinem Gesicht.

## „Gepriesen sei der Span, der verbraucht wurde“ oder Wer war Hannah Senesh?

Als Johan Huizinga, Autor der Monographie „Herbst des Mittelalters“, gefragt wurde, warum er nicht Jean d'Arc erwähnte, erklärte er: „Weil ich meine Geschichte nicht mit einer Heldin schreibe.“ Der Autor fürchtete, daß solch ein charismatischer Charakter den Bericht eines relativ unpersönlichen Prozesses überschatten würde. Aber so wie es unmöglich ist, das Mittelalter ohne Kenntnis der Frauen und Männer, die in ihm lebten, zu verstehen, sowenig kann die Geschichte der Shoah geschrieben werden, ohne jene Menschen zu beschreiben, die sie erlebten. Ein eigenes Kapitel über die Verwerfungen des 20. Jahrhunderts gebührt dabei jenen Frauen und Männern, die die deutschen Besatzer bekämpften – und noch einzigartiger sind jene Menschen, die das besetzte Europa verließen, aber zurückkehrten, um ihren verfolgten Brüdern und Schwestern beizustehen. Einer dieser Menschen, die alles riskierten, war Hannah Senesh.

Neben dem Eßsaal des Kibbuz Sdot Yam an der nördlichen Mittelmeerküste, in der Nähe von Caesarea, steht, unmittelbar am Strand, ein kleines weißes Haus. Die Bewohnerin lädt mich ein, um mir aus den Kräutern in ihrem Garten ein Medikament zu bereiten, das gegen Schwächezustände bei Hitze helfen soll. Ich bin Volontärin bei den archäologischen Grabungen in Caesarea, und besonders gegen Mittag macht mir die Hitze oft zu schaffen.

Ich betrete ein Haus, in dem es wie auf hoher See rauscht: Das Meer ist ganz nahe. Dies war das Meer der Sicherheit und der Freiheit für eine junge Dichterin, die als Fallschirmspringerin über Jugoslawien abgesprungen war. Sie hatte den Auftrag, alliierte Piloten zu retten, die hinter den feindlichen Linien abgeschossen worden waren. Sie war die einzige Frau; mit ihr zusammen sprangen 31 Männer hinter den feindlichen Linien ab. Sie waren Mitglieder der britischen Armee und von Brindisi, Italien, aus gestartet. Erst nach Erledigung ihrer Mission durften sie sich ihrem eigentlichen Ziel widmen: Vom Untergrund aus wollten sie jüdische Menschen retten, sie nach Palästina geleiten. Mehr als eine Million, so vermutete man, lebte noch in Rumänien, Ungarn und der Tschechoslowakei. Vor allem die Juden in Ungarn waren durch Eichmann und seine Mitarbeiter akut bedroht, etliche bereits nach Auschwitz deportiert. Doch kurz nach der Überquerung der ungarischen Grenze wurde die Dichterin gefaßt.

Ich sitze auf einem Stein im Garten meiner Gastgeberin und klappe den schmalen Gedichtband zu, wie betäubt von der Intensität der Worte und des Schmerzes. Ich denke an eine Bemerkung des Dichters Jehuda Amichai bei einem Vortrag. Er sagte, ein gutes Gedicht und ein gutes Gebet gleichen einander: sie trösten.

„Der Span sei gepriesen,  
der verbraucht wurde,  
die Flamme zu entzünden.  
Gepriesen sei die Flamme,  
die sich verzehrt im heimlichen Schlag,  
dem heftigen des Herzens.  
Das Herz sei gepriesen,

das stark genug war, stille zu stehen  
um der Ehre willen.  
Gepriesen sei der Span,  
der verbraucht wurde,  
die Flamme zu entzünden.“

Ich weiß, daß diese kleine große Gedicht die Kinder in den Schulen Israels lernen; sie lernen vielleicht auch vom Heldenmut der Dichterin. Ich betaste den rosenfarbenen Marmor im Garten meiner Gastgeberin, die aus dem Sand geborgenen Kapitelle und Blumengirlanden, Fundstücke aus dem großen Hippodrom, von Caesarea. All dieses Steine, all dieses Licht, all diese Trauer in ihm: all diese Bruchstücke von jüdischen Lebensläufen: verloren, untergegangen im allwissenden Meer, im Sand der weißen Küste, fern wie Hoffnung; all dieser Staub, all diese Knochen im Vorgang der Auferstehung des Geistes; all diese Steine, ja, all diese unbesiegbare, unheilbare Trauer.

„Du bist nicht allein, weil das Meer dir gehört –  
mit weichem strömendem Flüstern wird es dich  
über deine Träume befragen und auch über deine Hoffnungen  
für die Zukunft“, lauten die Zeilen eines Gedichts, 1943 in Caesarea geschrieben.

Meine erfolgreiche Medizinerin berichtet von den Anfängen von Sdot Yam: „Unser Kibbuz wurde 1940 von Flüchtlingen aus ganz Europa gegründet. Aus einer Sand- und Steinwüste machten wir einen blühenden Garten. Die Dichterin, deren Verse du liest, war eines der Gründungsmitglieder unseres Kibbuz' gewesen. Im Büro hast du die Bilder gesehen, die die Anfänge unserer Siedlung zeigen, die Zeltstädte, die Baracken; der Eßsaal war das erste Gebäude aus Stein. Später, nach der Kapitulation Deutschlands, waren die Zerbrochenen und Erschöpften aus ganz Europa zu uns gekommen.“

Ich besuche das Museum von Sdot Yam, das Dokumente über die Gründungsgeschichte des Kibbuz' und seiner bedeutendsten Partisanin aufbewahrt. Ich besehe Briefe, naturkundliche Fachbücher und eine alte Pistole, vielleicht aus dem Besitz der Dichterin.

Die Fotos zeigen ein junges, ernst blickendes Mädchen mit kurzen Haaren, den Anflug einer Frage auf dem Gesicht. Möge sie dir im Laufe deines Lebens beantwortet werden, dachte vielleicht einmal ein Betrachter des wirklichen Gesichts.

„Wir pflückten Blumen in den Feldern, in den Bergen,  
wir atmeten die frischen Winde des Frühlings.  
Überflutet wurden wir von der Glut der Sonnenstrahlen,  
im Heimatland, in unserer geliebten Heimat.

Wir gehen zu den Brüdern in der Fremde,  
im Leiden des Winters, in Dunkelheit und Frost.  
Unsere Herzen werden die Neuigkeiten des Frühlings bringen,  
unsere Lippen singen das Lied des Lichts.“

Dieses Gedicht, in Hannahs letztem Lebensjahr geschrieben: Wie eine nicht beantwortete Frage, ein Funkspruch ins Nichts.

In der Geschichte Israels ist die Dichterin und Widerstandskämpferin Hannah wie eine Zäsur aus Trotz und Mut; ihre Gedichte gehören zum Kulturerbe des jüdischen Staates; ihre Tagebücher und ihre Briefe an die Mutter, an den Bruder und Freunde werden sowohl von Kindern als auch Erwachsenen gelesen. Doch was viele junge Leute am meisten beeindruckt: ihr unerschütterlicher Mut: Als Fallschirmspringerin versuchte sie die von den Deutschen bedrohten ungarischen Juden zu retten.

Sie ging fort, verließ das Elternhaus; sie blieb, doch sie kehrte aus Palästina zurück, kämpfte – und verlor.

1944 schreibt sie im Gefängnis von Budapest ein Gedicht, ihr letztes Gedicht, den sicheren Tod vor Augen:

„Eins – zwei – drei...

Acht Fuß lang,  
zwei Schritte quer, der Rest ist Dunkelheit...  
Das Leben hängt wie ein Fragezeichen über mir.

Eins – zwei – drei ...

Mag es eine andere Woche sein  
oder der nächste Monat, der mich immer noch hier finden wird,  
aber der Tod, das fühle ich, ist nahe.

Ich hätte dreiundzwanzig Jahre  
im nächsten Juli sein können;  
ich spielte um die wichtigste Sache,  
die Würfel fielen. Ich verlor.“

War Hannah Senesh leichtsinnig, unbedacht? In der Asche ist gut lesen. Doch es ist wichtiger, ein Zeichen zu geben: es zu sein; es ist besser, stehend zu sterben (und das tat Hannah) als kriechend zu leben, sich „mit den Verhältnissen zu arrangieren“.

Aber für Deutschlands, später fast ganz Europas Juden und Jüdinnen war das spätestens ab 1938 nicht mehr möglich. Das Treffen von Delegierten aus 32 Ländern im Kurort Évian am Genfersee im Sommer 1938 war ein Reinfluss. Keines der Länder wollte die Flüchtlinge aufnehmen. Dann ging es nur noch um Leben und Tod, nicht um Schweigen, Anpassung an die Verhältnisse.

Doch die Ghettokämpfer und –Kämpferinnen in Warschau, die unter der Leitung von Mordechai Anielewicz kämpften, zeigten den Deutschen, daß Juden sich nicht „wie die Lämmer zur Schlachtbank führen“ lassen, wie der Dichter Abba Kovner erklärte.

Nach drei Wochen war der Kampf vorbei. Wer nicht durch die Kanalisation auf die „arische Seite“ fliehen konnte, fiel oder wurde deportiert, ermordet. Anielewicz fiel am 8. Mai 1943 im Kampf. Er war 24 Jahre alt.

Rund 1500 Menschen kämpften im Warschauer Ghetto, „für drei Zeilen in den Geschichtsbüchern“. Alle wußten, daß die Situation aussichtslos war. Sie „spielten um die wichtigste Sache.“ Und verloren.

Es gab Gruppen, die kämpften. Und es gab einzelne Personen, die kämpften.

Hannah wurde am 17. Juli 1921 als Tochter des angesehenen Theaterautors Béla Senesh und seiner Frau Katharina in Budapest geboren. Sie hatte eine sorglose Kindheit; ihr ein Jahr älterer Bruder Gyuri war ihr liebster Spielkamerad. Ein schwerer Verlust war der Tod des seit Jahren herzleidenden Vaters, als Hannah sechs Jahre alt war.

Hannah ist eine brillante Schülerin; sie kommt deshalb auf eine protestantische Eliteschule – in der Jüdinnen das dreifache Schulgeld zahlen müssen.

Aufgrund antisemitischer Kränkungen in der Jugend beginnt Hannah über ihre Identität als Jüdin nachzudenken. Die Zwölfjährige beginnt ein Tagebuch zu schreiben. Sie will Schriftstellerin werden. In ihr Tagebuch notiert sie: „Ich habe Mutter eins von meinen Gedichten vorgelesen (...), und es hat ihr sehr gefallen. Aber es schreiben so viele!“

1939, kurz nach Kriegsausbruch, immigriert die Achtzehnjährige nach Palästina. Sie wird in der Landwirtschaftsschule in Nahalal, einem 1921 gegründeten Moshaw in der Jesreel-Ebene, aufgenommen, wo sie alles lernt, um vielleicht selbst eine Landwirtschaftsschule gründen zu können: Milchviehwirtschaft (in einem Brief an die Mutter schildert sie die Flucht der Kälber und das Einfangen), das Reinigen der Hühnerkäfige und Sammeln der Eier, Arbeit in der Wäscherei, in den Weinbergen und bei der Obsternte – als wäre das nicht Arbeit genug, muß sie abends auch noch landwirtschaftliche Theorie pauken. Und sie lernt leidenschaftlich und interessiert Hebräisch. Sie versucht, Tagebuch und Gedichte auf Hebräisch zu schreiben.

Im Oktober 1941 kommt sie zu Sdot Yam, einem Kibbuz, der an der Küste liegt, in der Nähe des antiken Caesarea. Der Kibbuz ist jung: er wurde ein Jahr zuvor von Angehörigen der israelischen Jugendbewegung gegründet. Plan der Mitglieder ist, eine Basis für die Einwanderung von Jüdinnen und Juden – unter Umgehung der britischen Mandatsregierung – zu schaffen.

War es hier, daß in Hannah Senesh der Plan reifte, das halbwegs sichere neue Heimatland zu verlassen und die illegale Einwanderung von Juden zu unterstützen? Jedenfalls durchläuft sie Ende 1943 bei der britischen Armee eine Ausbildung zur Fallschirmspringerin; zusammen mit 31 Männern springt sie hinter den feindlichen Linien ab. Den Bruder Gyuri hatte sie in einem Brief gebeten, der Mutter nichts zu verraten, sie wollte sie nicht beunruhigen. Nur der Bruder ist über Hannahs Entschluß informiert.

Die Fallschirmspringergruppe trifft in Jugoslawien Partisanen; auch Frauen kämpfen mit der Waffe. Die Gruppe bricht auf, Richtung ungarische Grenze. Doch dort wird Hannah von den Deutschen gefaßt: Anfang März 1944 hatte Adolf Eichmann, Leiter des „Judenreferats“ im Reichssicherheitshauptamt, in Mauthausen die Vorbereitungen zum Aufbau eines Sondereinsatzkommandos zur Vernichtung des ungarischen Judentums begonnen.

Hannahs Mutter war bereits inhaftiert – sie wähnt ihre Tochter in Palästina in Sicherheit und ist entsetzt, als ihr Hannah, sichtbar mißhandelt, gezeigt wird. Die Deutschen verhören und foltern Hannah mehrere Male und drohen ihr, wenn sie ihnen nicht den Geheimcode der Fallschirmspringer oder ihre Auftraggeber verriete, vor ihren Augen ihre Mutter zu foltern und umzubringen.

Ende Oktober 1944 kommt Hannah vor ein Militärgericht, am 7. November wird sie hingerichtet. Sie ist 23 Jahre alt. Es war ein Justizmord. Die Mutter überlebt den „Todesmarsch“ und wandert in Israel ein.

Eretz Israel, das Heimatland, war nicht der Ort des Bleibens, nicht der Ort der Erlösung von der Galuth. Die Stunde des Messias ist vorüber; er hat seinen Auftritt verpaßt. Er ist nur ein Versprechen, eine jüdische Utopie, Schwarz auf Weiß auf einem Stück Papier, fern vom Tod der Hannah Senesh und fern von der weißen Küste, von der sie einst aufbrach. Doch die Dinge und Orte der Er-

innerung bedeuten nichts. Die Versprechen der Propheten sind nur ein Liebeslied für Gott oder für Menschen oder für das Meer, für Caesarea, für Ungarn – für den Tod – für das Leben.

*Anm.: Die Gedichte Hannah Seneshs wurden von mir [S.S.] aus dem Englischen u. Hebräischen ins Deutsche übersetzt.*

## Die Boje

*Rote Wellen plätschern gegen den Bug der Santa Maria und die Sonne, die alles in ein sanftes Licht taucht, steht bereits tief am Himmel. Ich setze mich auf die Bank im Hafen und spüre, wie der Wind meine Beine streift, bevor er leise singend weiterzieht. Erschöpft lehne ich mich zurück und beobachte, wie die Möwen nahezu schwerelos über die Wogen gleiten. Gerade als ich die Augen schließen will, verdunkelt sich die Sonne und ich sehe, wie ein großer Vogelschwarm über mich hinwegfliegt. Ihre Schreie brechen sich am Wasser und zu gerne hätte ich gewusst, wonach sie rufen. Sie fliegen zurück in die Heimat. Sie fliegen zurück, um nächstes Jahr wieder zu kommen. „Sie sind wie ich“, denke ich laut vor mich hin und erinnere mich plötzlich an etwas, das mich zum Schmunzeln bringt ...*

Überall hingen Girlanden und aus den Seitenstraßen dröhnte laute Musik, die bis an den Strand zu hören war. Valentino hatte sich in den Sand gesetzt und überblickte die unruhigen Wellen. Von hier würde er die beste Aussicht haben. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr; noch zwanzig Minuten bis zum Rennen. „Valentino, hier bist du also. Willst du ein Fischbrötchen?“ Etwas gebrechlich ließ sich sein Opa neben ihn fallen und streckte Valentino das noch warme Päckchen entgegen. „Wer glaubst du ist es dieses Jahr?“, fragte Valentino, während er das Papier auseinanderfaltete. Sein Opa überlegte. „Ist ziemlich schwer zu sagen. Vielleicht die Pieters; ihr Boot ist etwas größer. Könnte gut sein bei dem Wellengang heute.“ Valentino nickte. „Ja ist möglich“, sagte er, „bis zur Boje ist es ziemlich weit.“ Während sie aßen machten sich die ersten Boote bereit zum Aufbruch. Viele Menschen tummelten sich im Hafen, keiner wollte den Gewinner des diesjährigen Sonnenrennes verpassen. Auf offenem Meer hatte man vor Jahren eine Boje verankert; das Schiff, welches noch vor Sonnenuntergang zurück war, holte den Sieg nach Hause und dabei ging es nicht nur um Tradition. Jede Familie, die etwas auf sich hielt, hatte mindestens einen Sieger in der Verwandtschaft und das waren weiß Gott nicht viele, denn es hatte schon Jahre gegeben, in denen kein einziges Boot rechtzeitig zurückgekehrt war. Valentino ließ sich nach hinten fallen und schaute hinauf zum Himmel. Wolken bedeckten das tiefe Blau, aber es sah nicht so aus, als würde es regnen. „Irgendwann gewinne ich das Rennen auch. Vielleicht ja schon nächstes Jahr“, sagte er. Sein Opa schwieg, aber Valentino beachtete ihn gar nicht. „Was ist eigentlich hinter der Boje?“, fragte er und richtete sich wieder auf. „Hinter der Boje ist Meer“, antwortete der Großvater und fuhr mit seinem Finger den Horizont entlang. „Ja aber was ist hinter dem Meer?“ Der alte Mann fing an zu lachen und schüttelte den Kopf. „Was soll denn da sein?“ Valentino zog die Schultern hoch. Er spürte, wie Wut in ihm aufstieg. „Sicher kommt irgendwann Land. Aber das ist doch unwichtig, Valentino. Deine und meine Welt geht bis zur Boje. Sieh doch, es geht los.“ Der Startschuss hallte noch lange in der Bucht nach und es dauerte nicht lange, bis sich am Wasser ein grölender Menschenhaufen gebildet hatte. Durcheinander rufend feuerten sie die Boote an, die sich mit aller Mühe hinaus aufs Meer kämpften. „Unglaublich“, murmelte der Großvater und seine Begeisterung war dabei kaum zu überhören, „Jedes Mal aufs neue...unglaublich.“ Valentino nickte, aber seine Gedanken waren woanders. Wie konnte es sein, dass seine Welt mit der Boje endete? Wie konnte es sein, dass die Welt dieser Menschen, all dieser Menschen mit der Boje endete? Man hatte doch keine Schiffe gebaut, um damit bis zu einer Boje und wieder zurück zu fahren. Eigenartig, dachte Valentino und strich sich eine Strähne aus dem Gesicht. Was war, wenn auf der anderen Seite auch Menschen lebten, deren Welt mir einer Boje endete? Und was war, wenn es jemanden gab, der sich genau die gleiche Frage stellte? Für einen Moment verdrängte er den Gedanken. Reglos blickte Valentino in die goldenen Abendsonne und spürte, wie eine warme Brise um seinen Körper strich. „Schau, das erste Boot wendet schon. Ich wusste es, ich wusste, dass es die Pieters sein werden.“ Valentino zuckte zu-

sammen. Er musste die Zeit vergessen haben, denn es war bereits etwas dunkler geworden. Auffordernd streckte der Großvater Valentino ein Fernglas entgegen, welches er sich gerade noch vor die Augen gehalten hatte. Nach und nach erreichten auch die anderen Schiffe die Boje. An diesem Punkt musste man einfach nur weiterfahren, dachte Valentino und hoffte es zugleich auch ein bisschen. Die meisten Boote hatten bereits aufgegeben. Sie würden es ohnehin nicht mehr rechtzeitig schaffen und traten den Heimweg nun etwas gemächlicher an. Valentino richtete das Fernglas auf den Horizont. Außer Meer war weit und breit nichts zu sehen. Auf einmal schreckte er hoch. Laute Trommelmusik schallte aus dem Hafen und sein Großvater hatte ihn am Arm gepackt. „Du weißt gar nicht, wie sehr ich mich für den alten Pieter freue. Das ganze Jahr über, nein, sein ganzes Leben lang hat er von einem Sieg geträumt. Komm, das will ich nicht verpassen.“ Der alte Mann sprang auf, schneller und gelenkiger, als Valentino es je für möglich gehalten hatte und ohne auf seinen Enkel zu warten, stapfte er über die Dünen hinweg hinunter zum Hafen. Valentino war nicht zum Feiern zu Mute und so machte er einen letzten Versuch, das Meer zu überblicken. Am Horizont verschmolzen Himmel und Wasser zu einem dicken Band, das sich schwer und erdrückend auf die Wogen legte. Valentino war müde. Er wollte gerade aufstehen, als er wieder Schreie hörte. Diesmal kamen sie nicht vom Hafen, sie kamen von oben. Von oben? Valentino legte den Kopf in den Nacken. Weit über ihm zog ein Vogelschwarm hinweg und es dauerte nicht lange, da hatten sie ihn hinter sich gelassen. Hunderte, nein, tausende Tiere waren es, die unermüdlich ihre Flügel schwingen. Valentino blickte ihnen gebannt nach. Der roten Sonnen entgegenfliegend wurden die Vögel kleiner. Sie wurden immer kleiner und kleiner und irgendwann waren sie verschwunden. Der Horizont hatte sie verschluckt. Für einen Moment lang hielt Valentino inne. Dann drehte er sich zufrieden um und ging.

*... eine Weile noch höre ich den Wellen zu. Dann stehe ich auf und gehe auf meinen Stock gestützt die leere Hafensperrpromenade entlang. Werden die Vögel an der Boje vorbeikommen? Werden sie meiner Familie auf der anderen Seite von den Geschichten erzählen, die sie auf ihren Reisen gesammelt haben? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass es manchmal mehr als ein Fernglas braucht, um in die Ferne zu blicken und mehr als ein Boot, um übers Meer zu segeln. Mein Großvater hatte Recht, als er sagte, dass unsere Welt nur bis zur Boje ginge. Doch eine Sache hatte er vergessen: wir sind es, die entscheiden, wie weit draußen unsere Boje schwimmt. Wir und sonst niemand.*

## Aufbruch nach Phobia

Wer nicht sucht der findet.  
Ich suche nicht und finde sie.  
Nun plagt sie mich, will Seele essen.  
Sie kratzt und beißt von innen heraus.  
Ich ertrage es nicht und ziehe mich aus.

So muss ich nicht länger allein mit mir Sein.  
Du bist jetzt da, du kannst mich heilen!  
Bleibst du für immer?  
Kannst du versprechen mich nie zu verletzen?  
Nein, kannst du nicht? Dann geh ohne mich!

Es dauert nicht lange und ich sehe ein,  
ich verletze mich selber, wie soll ich da heilen?  
Die Last, die ich trage, lässt sich nicht teilen.  
Mit dir zusammen bin ich nicht weniger allein.  
Also lass ich dich gehen und mich lass ich Sein.

Wer nicht sucht der findet.  
Ich suche nicht und finde sie.  
Nun plagt sie mich, will Seele essen.  
Sie juckt und kribbelt von innen heraus.  
Ich halte es aus, gestehe mir ein, für einen Moment alleine zu Sein.

Allein mit mir Selbst, allein mit der Angst.  
Ich blicke zurück,  
was ich dort finde kratzt mich es beißt, kribbelt und juckt.  
Ich werde erstickt. Mit Kissen und Küssen  
werden mir nackt meine Träume entrissen

Ich halte es aus, gestehe mir ein, für einen Moment alleine zu Sein.  
Allein mit mir Selbst, allein mit der Angst  
Jetzt juckt sie und kribbelt noch ein letztes Mal,  
dann atme ich ein, vorbei ist die Qual.  
Jetzt breche ich auf, sie steht in der Tür, ruft mir hinterher:

„Hör dir gut zu, so lähme ich dich nicht.  
Schau manchmal zurück und schäme dich nicht.  
Trau dich zu suchen, dann wirst du dich finden.“  
So gehen wir gemeinsam, Hand in Hand,  
ich mit mir Selbst und mit mir meine Angst.